

## Der Ruf nach zündenden Geistern

### Zur Förderung der wiederentdeckten Geisteswissenschaften

Geisteswissenschaften und Geisteswissenschaftler sind wieder gefragt. Die Politik ruft ebenso nach ihnen wie die Wirtschaft. Es scheint, als biete sich ihnen im Zuge der neuen Wissenschaftspolitik des Bundes die Chance, aus der lange gepflegten Rolle der Bewahrer und Tröster im Elfenbeinturm herauszufinden. Nach einer Evaluation des Bereiches ist einiges in Gang gekommen. Allein, fliessende Gelder und öffentliche Aufmerksamkeit entheben die einzelnen Forschenden nicht der Aufgabe, Initiative und Ausdauer beweisen zu müssen.

stü. «Zünden wir eine geistige Atombombe!» Mit diesen Worten hat die «Weltwoche» Mitte August versucht, der gegenwärtigen Debatte um die Rolle der Geisteswissenschaften neuen Schub zu verleihen. Den Zündstoff dazu lieferte Guerin Mazzola, der Verfasser einer Studie des Wissenschaftsrates, der im Wochenblatt von einer elektronischen «europäischen Enzyklopädie» träumte, die es dereinst ermöglichen soll, «das labyrinthische Meer der Information, in dem wir tagtäglich auf dem Internet zu ertrinken drohen», einer «universellen Orientierung unterzuordnen». Natürlich soll ein demokratischer Zugriff auf die Giga-Datenbank gewährleistet sein; es soll sich um eine «neutrale, konsensprobierte Plattform» handeln. Den Geisteswissenschaften, so Mazzola, käme bei diesem Projekt eine «vorausschauende, orientierende Funktion» zu; sie hätten unter anderem «allgemeine Navigationswerkzeuge für Internet-taugliche Datenbanken» zu entwickeln.

#### Orientierungshilfe gewünscht

Dieser Aufruf ist wohl symptomatisch für die gegenwärtige Situation. Im Lande herrscht ein dumpfes Gefühl, dass die Geisteswissenschaften an der Schwelle zur Informationsgesellschaft alles andere als überflüssig geworden sind. Nun sollen sie, bitte schön, die Chancen wahrnehmen, die ihnen das Internet und auch der Ruf nach mehr Ethik in allen Lebenslagen bietet. Niemand Geringerer als der Bundesrat hat im Zuge der Neuorientierung der Wissenschafts- und Bildungspolitik den kulturwissenschaftlichen Disziplinen eine bedeutende Rolle zugewiesen. Sie sollen «neue Erkenntnisse für das Individuum erschliessen und der Gesellschaft Orientierungsinstrumente liefern», heisst es in der Botschaft, mit Mazzolas Ideen durchaus übereinstimmend.

Stellvertretend für viele andere sprach der FDP-Nationalrat und Wirtschaftsvertreter Gerold Bühler vor der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften von grossen Erwartungen, die man den Geistesarbeitern gegenüber hege. Im Interesse der Beschäftigung mit drängenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Fragen müssten heute, analog dem Friedensabkommen in der Metall- und Uhrenindustrie von 1937, «Felder gemeinsamen Bemühens» abgesteckt werden. Worum es dabei gehen könnte, wusste Staatssekretär Charles Kleiber in seinem Referat vor der gleichen Akademie zu skizzieren: Urbanisierung, Migration, die demographische Entwicklung, Arbeitsteilung und Armut sowie Möglichkeiten der Regulierung in der globalisierten Gesellschaft hält Kleiber für Fragen der Zukunft, an denen es heute im Verbund zu arbeiten gilt.

### Kooperation, Nachwuchspflege und Vermittlung

Andererseits: Würde man die obengenannten Fragen von Geisteswissenschaftlern bezüglich der Nützlichkeit ihres Wissens einem Vertreter der Wissenschaftsbürokratie stellen, hätte dieser wohl noch eine andere Antwort bereit. Gerade darin liege die Misere, könnte man von ihm allenfalls hören, dass Geisteswissenschaftler sich um ihre Themen selten gemeinsam kümmern, dass niemand da sei, der ihnen ein angemessenes Selbstbewusstsein vermittele, und dass sie ihre Erkenntnisse zuwenig zu Markte trügen. Die vom Schweizerischen Wissenschaftsrat veranlasste und 1997 veröffentlichte Evaluation der geisteswissenschaftlichen Forschung in der Schweiz jedenfalls lenkte die Aufmerksamkeit auf solche Schwächen, wenn auch den in einzelnen Disziplinen erbrachten Leistungen die Anerkennung nicht versagt wurde.

Die extreme Fragmentierung im Forschungsbetrieb sei zu überwinden, eine intensive Nachwuchsförderung zu betreiben, die Arbeit auf «Gegenwartsfragen» zu lenken und eine aktive Vermittlung der Erkenntnisse gegen aussen anzustreben, lauteten vier der wichtigsten Forderungen der Evaluationsgruppe. Sie war, wie Christian Simon und François Da Pozzo vom Wissenschaftsrat darlegen, bewusst auch unter Vertretern anderer Wissenschaftskulturen rekrutiert worden als derjenigen, welche die hiesige Tradition der Ordinariatsuniversitäten hervorgebracht hat.

#### Konkurrenz bei Ausschreibungen

Fragt man, zwei Jahre danach, nach den Massnahmen, die seither ergriffen wurden, braucht man zunächst etwas Geduld. Der Wissenschaftsrat sei nur ein Ratgeber-, kein Umsetzungsorgan. Der Nationalfonds kämpfe mit der Mittelknappheit. Die Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften könne selber keine Forschungsförderung betreiben; die Hochschulkonferenz habe es nur mit übergeordneten Strukturen, nicht direkt mit den – im Grunde verantwortlichen – Fachbereichen zu tun. So lauten einige der Entschuldigungen dafür, dass man dem Journalisten, trotz Anerkennung der Evaluationsergebnisse, nicht sogleich konkrete Antworten liefern könne.

Die «Revitalisierung» der Geisteswissenschaften, die der Wissenschaftsrat gefordert hatte, ist

#### Vom Mittelalter zur Globalisierung

Geisteswissenschaftler könnten sich über dieses enorme Interesse an ihrer Arbeit freuen. Bloss, so werden sich einige von ihnen fragen, was hat meine Arbeit im mittellateinischen Seminar mit der wirtschaftlichen Globalisierung zu tun, was kann ich mit Kenntnissen über die Manufakturen des 18. Jahrhunderts zur Diskussion der aktuellen Migrationsproblematik beitragen?

Einerseits ist dieses Dilemma nicht neu. Seit es sie gibt, denken philosophische, historische, philologische und kunsthistorische Disziplinen über die Rolle nach, die sie in der modernen Welt spielen wollen und können – schliesslich verdanken sie dieser Welt ihre Existenz. Lange wurden die Differenzen betont zwischen naturwissenschaftlichem Erklären und geisteswissenschaftlichem Verstehen (Dilthey), zwischen der alles beschleunigenden Technik, die alte Gewissheiten untergräbt, und den Geisteswissenschaften, die «Geschichten erzählen», um die Verlust- und Verunsicherungserfahrungen zu kompensieren (u. a. Marquard).

#### Überwindung von Grenzen

Nicht nur die oben zitierten Friedens- und Kooperationsangebote von Wirtschaft und Verwaltung deuten darauf hin, dass solche Grenzziehungen als nicht mehr besonders angemessen empfunden werden. So hat der Philosoph Jürgen Mittelstrass zur Überwindung des «Zwei-Kulturen-Mythos» aufgerufen und die Bewohner aller Elfenbeintürme dieser Welt daran erinnert, dass sie ebenso wie die Forscher in den technisch hochgerüsteten Labors dem Rationalitätswort der Moderne verpflichtet sind und dass sie daher mehr zu sagen haben, als man von einem introvertierten Wächter im Museum der kulturellen Überlieferung, von einem Trostbringer hinter dem Katheder oder einem Sinnexperten in beratender Funktion erwarten kann.

Die «Sichtbarmachung der kulturellen Form der modernen Welt» will Mittelstrass den Liebhabern von Schrift, Kunst und Geschichte ins Pflichtenheft schreiben, wobei er unter Kultur nicht nur einen Tempelbezirk des Schönen, Guten und Wahren versteht, sondern nichts Geringeres als den «Inbegriff menschlicher Arbeits- und Lebensformen». An das Beispiel der Computereuphorie anknüpfend, sieht er angesichts der wachsenden Informationsflut die Aufgabe der *humanities* unter anderem darin, sich um die «Köpfe» zu kümmern, die Informationen auch wirklich zu nutzen, zu verarbeiten, zu beherrschen und in Wissen zurückzuverwandeln in der Lage sind (NZZ 28. 2. 96).

dennoch nicht im Stadium der Ankündigung steckengeblieben. Als Beispiel kann der Nationalfonds gelten. Derzeit läuft die Ausschreibung *nationaler Forschungsschwerpunkte*, die ab dem Jahr 2001 für rund zehn Jahre von Forschungsnetzwerken bearbeitet werden sollen. Unter den 84 eingegangenen Projektskizzen stammen immerhin 27 aus den Sozial- und Geisteswissenschaften, womit dieser Bereich quantitativ hinter den sogenannten «Life Sciences», aber vor den Umweltwissenschaften und der Kommunikationstechnologie an zweiter Stelle liegt. Derzeit wird die Beurteilung durch Experten abgewartet.

Wie Rudolf Bolzner auf Anfrage einräumte, wird die geforderte «Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Anwender der Forschungsergebnisse» (so

der Bundesrat) von Disziplinen wie der Sozialgeschichte oder der Politikwissenschaft einfacher zu erfüllen sein als von «praxisferneren» Nachbarfächern. Als Fortschritt gewertet wird aber dennoch, dass die Geisteswissenschaften überhaupt unter den Schwerpunktbereichen des Bundes explizit aufgeführt sind. Ebenfalls vom Nationalfonds vorangetrieben wird die zusätzliche Schaffung von Assistenzprofessuren (ab 2000 rund 8 bis 10 pro Jahr) sowie die Unterstützung von Graduiertenkursen, von denen auch Geisteswissenschaftler profitieren werden.

Seitens der Hochschulkonferenz verweist Generalsekretär Nivardo Ischi auf die für Kooperationsprojekte unter Universitäten neu zu Verfügung stehenden Gelder. Auch hier läuft noch bis Ende Jahr die Ausschreibung, ebenso für den «virtuellen Campus Schweiz». Es könnte auch für Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler gute Gründe geben, sich für die Entwicklung elektronisch gestützter Lehrprogramme zu bewerben. Es brauche allerdings noch Anstrengungen in Fakultäten und Instituten, damit sie von den in Aussicht gestellten Mitteln auch wirklich profitieren könnten, gibt Ischi zu bedenken. Die bisherige Fragmentierung, die stellenmässig kleine Dotierung der Lehrstühle, aber auch der Arbeitsstil seien oft Hürden im Rennen um die Förderung, die noch stärker als früher auf Kooperationsprojekte ausgerichtet ist.

#### «Das andere anders sehen»

Ist die interuniversitäre und interdisziplinäre Zusammenarbeit zu einer neuen Forschungsideologie geworden, die ganze Bereiche ausklammert, in denen vielleicht im stillen Kämmerlein, aber ebenso innovativ gearbeitet wird? Ischi verneint. Es sei zwar völlig klar, dass sowohl in kleinen wie auch in Massenfächern Synergien in der Lehre genutzt werden müssten und dass man die Fragmentierung nicht noch weiter verstärken wolle, führt er als Begründung an. Allerdings seien die Gelder für Einzelprojekte nicht gekürzt worden.

Für öffentlich wahrnehmbare Aktivitäten, die traditionelle Grenzen innerhalb des Fächerkanons zu sprengen vermögen, spricht sich deutlich auch der Präsident der Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Roland Ris, aus. Im Gegensatz zu anderen, reaktiv tätigen Institutionen, mache es sich die Akademie zur Tugend, selber neue Fragestellungen zu entwickeln. Im Rahmen der Gesellschaft für Zukunftsforschung und der Afrikagesellschaft, aber auch im Zuge des Aufbruchs etwa bei den Asienwissenschaften sei dies bereits gelungen.

«Das andere anders sehen», unter dieser Leitidee möchte Ris das geisteswissenschaftliche Denken in verschiedenste Kontexte einbringen. Was dem Mainstream folge oder mit Rücksicht auf eine fächerinterne Hackordnung formuliert sei, interessiere ihn überhaupt nicht, meint er apodiktisch. Der «innovative Sprung», der jetzt zu unternehmen sei, müsse aus traditionellen universitären Milieus herausführen. Nachwuchsleute müssten sich beispielsweise mit Kollegen aus der ganzen Schweiz messen können und nicht in der Obhut des persönlichen Förderers verharren oder verharren müssen. Auch Ris muss die Umsetzung solcher Pläne aber zumindest teilweise delegieren, in diesem Fall an die einzelnen Fachgesellschaften seiner Akademie.

#### Bewährung in offenem Umfeld

Das Netz der Delegationen und die föderalistische Teilung der Verantwortung bringen es mit sich, dass der einzelne Forscher oder die einzelne Forscherin mit dem Entscheid, Geisteswissenschaft zu betreiben oder eben nicht und Bewerbungen für Projekte einzureichen oder nicht, trotz allgemeiner Betriebsamkeit auf sich allein gestellt bleibt. Der immer noch hohe Anteil unfreiwillig Erwerbsloser unter den Geisteswissenschaftlern schreckt Studienanfänger zwar nicht von einer entsprechenden Wahl ab. Doch hält diese Tat-

## Dynamisches Orchideenfach

### Drittmittel für Türkischunterricht

M. L. Ausgerechnet das Orientalische Seminar der Universität Zürich, das vor einigen Jahren als wenig beachtete Blume unter starkem Druck stand und fast aufgelöst worden wäre, passt sich den modernen Zeiten im Bildungswesen am schnellsten an. Es übernimmt eine Vorreiterrolle, wie es einige Politiker eigentlich nur wünschen könnten. Als die Universität entschied, den Türkischunterricht zu streichen, ergriffen die Studenten (wieder) selber die Initiative; schliesslich sei es undenkbar, dass die grösste Universität des Landes in der grössten Schweizer Stadt keine Türkischkurse mehr anbiete. Sie nahmen politische Absichtserklärungen ernst und bemühten sich um eine alternative Finanzierung der zwei Wochenstunden.

Wie Regula Forster, Präsidentin des Fachvereins Islamwissenschaft, berichtet, nahmen die Studierenden über eine private Bekanntschaft Kontakt zu einem türkischen Kulturverein auf. Dieser erklärte sich bereit, versuchsweise für zwei Semester (Sommer 1999 und Winter 1999/2000) die Kosten für den Lehrauftrag zu übernehmen. Mit Ausnahme des Ungarischkurses, der durch eine ähnliche Vereinbarung mit einem Verein finanziert wird, ist es das erste Mal, dass ein Lehrauftrag an der Philosophischen Fakultät «gesponsert» und so die Universitätskasse entlastet wird.

Taner Hatipoğlu von der Sera (Stiftung für Erziehung, Ausbildung und Integration), die vor allem türkische Jugendliche in der Schweiz unterstützt, findet die Zusammenarbeit eine gute Idee, die allen nütze. Er sieht die Motivation für das Engagement seines Kulturvereins vor allem darin, dass mit Türkischkursen der Kulturkontakt mit Schweizern gefördert werde – und damit indirekt auch die Integration von Türken in der Schweiz. Längerfristig überfordere dieses Engagement aber die finanziellen Kräfte seiner Stiftung, und so sucht sie zusammen mit dem Orientalischen Seminar nach neuen Finanzquellen, eventuell in Zusammenarbeit mit dem türkischen Generalkonsulat in Zürich.

Der neue Professor für Islamwissenschaft an der Universität Zürich, Ulrich Rudolph, schätzt das Engagement seiner Studierenden und des Fachvereins sehr. Im «Interregnum» nach dem Altersrücktritt des früheren Seminarvorstehers Benedikt Reinert sei dies praktisch die einzige Möglichkeit gewesen, den Türkischunterricht zu retten. Längerfristig bevorzugt Rudolph aber eine offiziellere Regelung, von der er sich mehr Kontinuität verspricht. Im übrigen meint er, dass sich die Finanzierung durch Drittmittel auch in Zukunft auf Sprachkurse beschränken sollte, damit die Wissenschaft unabhängig von der Tagespolitik bleibe. Für eine eingehendere Beschäftigung mit türkischer und osmanischer Kultur sind Geldmittel inzwischen von der Universität insofern gesprochen worden, als das Orientalische Seminar eine Assistentenstelle für Turkologie erhalten hat.

sache die Frage nach dem Nutzen und den Nachteilen dieser Art von wissenschaftlichem Tun zumindest ständig präsent.

Das Interesse, das die Politik neuerdings der Kulturforschung entgegenbringt, scheint von Arbeitgebern jedoch bestätigt zu werden. So berichtet der Veranstalter der Reihe «Germanistik in der Arbeitswelt» vom vergangenen Semester an der Universität Zürich, Peter Bichsel, von einer grundsätzlich positiven Haltung, was den Wert des vermeintlich «Schönegeistigen» für das Bestehen auf der freien Wildbahn des Berufslebens betrifft. Ein solches Studium, dies sei aus den Gesprächen mit Arbeitgebern, Studienabgängern und ehemaligen Geisteswissenschaftlern hervorgegangen, biete die «grosse Chance zu zeigen, dass man fähig ist, etwas aus sich zu machen in einem offenen Umfeld» – eine Fähigkeit, die angesichts von Deregulierung und Globalisierung wohl so gefragt ist wie selten zuvor.

Die «geistige Atombombe» wird glücklicherweise nicht gezündet werden müssen; zu stark steht in diesem Bereich die persönliche Forscherneugier im Zentrum und stehen mannigfaltige Differenzen – um mit Ris zu reden – auf dem Spiel: Sie sollen ja gerade zum Thema gemacht werden! Die oft beklagte Zersplitterung des Wissens macht die Geisteswissenschaften zu einem wohl etwas beschaulicheren Geschäft, das zudem schwieriger zu verwalten ist, als das für eine durchorganisierte Programmforschung vielleicht erwünscht wäre. Die «Selbstbehauptung im offenen Umfeld» fordert dennoch Willen und Ausdauer – darin gibt es zwischen den wissenschaftlichen Zweigen keine Unterschiede. Über den «Beruf zur Wissenschaft» sagte Max Weber einmal: «Nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor.» Kein Franken Forschungsgeld und kein einziges öffentliches Symposium wird daran etwas ändern können.

Beiträge zum Thema sind gesammelt unter anderem in:

Zukunft der Geisteswissenschaften. Herbsttagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, gemeinsam mit dem Schweizerischen Wissenschaftsrat, Zürich, 1997.

Evaluation der geisteswissenschaftlichen Forschung in der Schweiz. Schlussbericht. Forschungspolitik FOP 50/1998 (Schweizerischer Wissenschaftsrat).

Herausgeforderte Akademie. Bulletin der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Beiheft 3 (1999).

Forschungspolitik des Bundes. Botschaft über die Förderung von Bildung, Forschung und Technologie in den Jahren 2000–2003 vom 25. November 1998 (www.admin.ch/bbw).



Christina Ratmoko, Geschichtsstudentin, als Archivarin bei einer Photoagentur.